

drei Aufgaben: es soll für jedermann lesbar, eine Bestandsaufnahme des Stiftes in der heutigen Zeit und schließlich ein repräsentatives Werk sein. Alle drei Aufgaben sind voll erfüllt. Diese Festschrift stellt ein sprechendes und würdiges Dokument für das große Jubiläum dar. Dem Stift gelten unsere Glückwünsche für einen weiterhin segensreichen Weg in ein weiteres Jahrhundert des Bestandes und ins dritte Jahrtausend des Christentums!

Linz

Peter Gradauer

LOIDL FRANZ (Hg.), *Aspekte und Kontakte eines Kirchenhistorikers. Kirche und Welt in ihrer Begegnung.* (Wiener Beiträge zur Theologie 52) (230.) Dom-V., Wien 1976. Kart. lam. S 260.—, DM 37.50.

Diese Festgabe zum 70. Geburtstag des nunmehrigen Emeritus der Kirchengeschichte (Wien) bringt fast durchwegs klassische Detailforschung, so daß eine zünftige Rez. einfach ausufern würde, obgleich Themen wie Durchführung zu einer Diskussion durchaus reizen. Ich möchte daher nur eine unvollständige und notwendig oberflächliche Charakterisierung einzelner Beiträge wagen. Die autobiographischen und zeitgeschichtlichen Beiträge des Jubilars sind eine Art Denkmal und werden von all denen gern gelesen werden, die ihn schätzen und verehren. Dem Seelsorger Loidl ist Abraham a Sancta Clara ein zweites Ich geworden.

J. Lenzenwegers Abhandlung über einen Erzbischof und Pfründenjäger des 14. Jh. beeindruckt durch stupende Quellenkenntnis und minutiose Gelehrsamkeit. Der Leser vermutet nur gelegentlich den Schalk zwischen den Zeilen und weiß manchmal nicht, wie ihm geschieht. Die Beweisführung von I. W. Frank, daß der Wiener Konziliarismus des 15. Jh. nicht wesentlich ernster genommen werden soll als ein politisches Instrument, hat mich eigentlich sehr überzeugt. H. Größings reichen Artikel über den Hexenwahn liest man mit großem Interesse. Man müßte einmal eine Arbeit über Hexenwahn und Gegenreformation schreiben. Über die Wurzeln dieses Aberglaubens teile ich vielfach nicht die Meinung des Vf. und finde die Darstellung im einzelnen anfechtbar. Der militärgeschichtliche Beitrag von L. Jedlicka erschien mir methodisch bemerkenswert (Artefaktmethode, Feldforschung) und kommt vor allem nostalgischen Gefühlen für Kakanien entgegen. Auch die quellenkritischen Aufsätze von A. H. Benna (Haus-, Hof- und Staatsarchiv) und A. Staudinger fand ich registrierungswürdig.

Regensburg

Gerhard B. Winkler

F U N D A M E N T A L T H E O L O G I E

VOBBE GERHARD, *Jesus Christus — Erfindung oder Wirklichkeit?* (Abh. z. Phil., Psych., Soziol. d. Religion u. Ökumenik, hg.

v. J. Hasenfuß, NF 33) (241.) Schöningh, Paderborn 1976. Kart. DM 32.—.

V. versucht aus fundamentaltheologischer Sicht, d. h. unter Heranziehung exegesischer, philosophischer, religionsgeschichtlicher und theologischer Erkenntnisse, die „Unerfindbarkeit Jesu Christi als Erweis seiner göttlichen Sendung nachzuweisen“ (11). Die Kategorie der Unerfindbarkeit setzt dabei einerseits ein Wissen um das voraus, was dem Menschen als Menschen kraft seines Wesens (und seiner Erfahrung) nicht zukommt und was — nicht als ideale Synthese (Mythus) — andererseits in einer geschichtlichen Gestalt historisch glaubwürdig nachweisbar in Verbindung mit echt Menschlichem begegnet. Sowohl die Apologetik als auch die Exegese, die von Christen betriebene vergleichende Religionsgeschichte und die Christologie arbeiten in bezug auf Jesus von Nazaret, seine Botschaft und sein Schicksal, von jeher mit den Kategorien des Ungewöhnlichen, Unvergleichlichen, des Einmaligen, des Paradoxen und der paradoxen Synthese von Allmachtanspruch und geschichtlichem Wirken. Eine grundlegende, überzeugende, sowohl historische, und das heißt exegethische, als auch systematische Gesichtspunkte bewußt reflektierende Untersuchung aus fundamentaltheologischer Sicht fehlte bisher. Schon von hier aus kann diese Untersuchung mit breiter Aufmerksamkeit rechnen.

V. reflektiert zunächst ausführlich in knappen, alle wesentlichen Gesichtspunkte bedenkenden Kap. über die Kategorie des Unerfindbaren als philosophisches und methodisches Problem, wobei er von der Anlage des Menschen auf echte metaphysische Transzendenz als Ansatzpunkt anthropologischer Art ausgeht. Er bestimmt diese Transzendenz als eine leere, offene, sich selbst nicht genügende, das Gegenüber höchstens ahnende Grundgegebenheit. Dadurch erfährt sich der Mensch zugleich als unvollkommenes, der Geschichte unterworfenes, unerfülltes Wesen. Von dieser Grenzerfahrung her ergibt sich der Ansatzpunkt für das „Unerfindbare“. Es ist die Selbsterfahrung und Verhaltensweise eines Menschen, dessen Wesensmitte von der Begegnung, ja von einer dauernden inneren Verbindung mit dem Absoluten, mit Gott geprägt ist. Dieses Unerfindbare ist daher auch mit dem Begriff des Geheimnisses bezeichbar. Dieses Unerfindbare muß sich dabei sowohl ausweisen als nicht vorher real Ausdenkbare, aber auch als etwas, das eine neue, gültige Sinnantwort auf die Existenzfrage des Menschen zu geben vermag.

Daß dies für Jesus von Nazaret tatsächlich zutrifft, zeigt V. sodann im Hauptteil seiner Arbeit auf an dessen Reich-Gottes-Botschaft, an der Forderung zur Nachfolge, an der Liebespredigt, am Heilbringeranspruch, an seinem Selbstbewußtsein, näherhin daran,